

Gewitter über der Volksbühne

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXIII. Jahrgang 1927, 1. Band

Der Vorstand der Volksbühne verleugnete den Regisseur Erwin Piscator, weil seine Inszenierung von Ehm Welks „Gewitter über Gottland“ parteipolitischen Zwecken gedient habe. Diese Abschüttelung von einem ängstlich flatternden Rockschoß bezeichnet der Regisseur Erwin Piscator, richtig und noch höflich genug, als einen Fall, wie er in der Theatergeschichte noch nicht vorgekommen ist. Und der sich vielleicht nur dadurch erklärt, daß sich in jedem Parlament die Gesamtaufbringung an Verantwortlichkeit nach der sogenannten Kopfbzahl verteilt. Dia kommt nicht viel auf den einzelnen. Einmal in Schwung gekommen, ist der Vorstand der Volksbühne noch weiter gegangen und hat das Werk des eignen Regisseurs, mit dem er ein Treuverhältnis eingegangen war, durch Amputation wesentlicher Glieder verstümmelt. Der Vorstand hat sich nicht anders benommen als der Besteller eines Bildes, der anstoß- erregende Teile herauschneidet, nachdem ihm von moralischen Kaffeebesuchern bange gemacht worden ist: so was duldest du in deinem Hause?

Es ist nicht leicht, über Ehm Welks Stück etwas zu sagen, weil es zu leicht ist. Der Verfasser fiel jüngst mit sozialen Großstadtbildern auf, die ehrliche Farben und sehr viel Verstand haben. Aber ein dramatischer Dichter kommt nie zu Verstand und bleibt mindestens so jung wie sein letztes noch unaufgeführtes Werk. Das Stück von dem Seeräuber Klaus Störtebecker, den die Hanseaten um 1400 hinrichteten, und von seiner Gefolgschaft der Likedeeler entsproß aus einem jugendlichen Herzen. In der rechten Herzkammer glomm noch knabenhafte Schwärmerei für den interessanten Piraten, der in so vielen Jugendbüchern als Indianerersatz gedient hat, weil er ebenso gut saufen wie raufen konnte. Aus der linken Herzkammer flammte schon ein jüngerlingshaftes soziales Gefühl für die Gleichteiler, für die frühen Kommunisten des Mittelalters, die den Hussiten, den Wiedertäufern, den deutschen Bauern und andern Opfern im Schlachthaus der Weltgeschichte vorangingen. Und so meint der Verfasser, daß seine Tragödie vom armen Manne nicht nur um 1400 spielt, während wir meinen, daß sie nicht einmal um 1400 spielt, daß sie vielmehr aus dem Indianerteil und dem sozialen Teil mit ziemlich dünnen rhetorischem Leim zusammengepappt wurden. Der Vorstand oder der dramaturgische Ausschuß der Volksbühne kann das Stück unmöglich wegen eines Karl Moor zur See angenommen haben, sondern nur aus der Erwägung: es ist etwas Soziales daran,

unser Publikum will so etwas unter anderm auch haben oder immer noch haben. Also geben wir das Stück dem Piscator zur Inszenierung.

Der nahm es in dieselbe kräftige Regiefaust, die schon Schillers Räuber bolschewisiert, die aus dem lustigen Spiegelberg den echten Revolutionär und die Figur Trotzki herausgeschnitten hat. Der kommunistische Verrina wird nun als Lenins maskiert, was einem für die größte Figur unsrer Zeitgeschichte einigermaßen leid tun kann. Ein Stück ohne geistige Sprengkraft sollte bis zur Explosivität unterminiert werden, so daß es Projektionen über die Jahrhunderte schmiß oder wenigstens über die Leinwandflächen, die zu allen Seiten des Schauplatzes alle Revolutionen aufnahmen bis zur jüngsten chinesischen, von Morgenstern und Dreschflügel bis zu Maschinengewehr und Flammenwerfer. Ich will nicht mit dem Regisseur über die Frage rechten, inwiefern sich der bildhaft erzählende, der seinem Wesen nach epische Film in den Organismus des Dramas fügen kann, und ob nicht dem Zuschauer ein albern vollständiges Pensum aufgenötigt wird. Piscator ist ein lehrhafter Regisseur, in dieser Veranlagung liegt auch seine Stärke. Die Volksbühne wußte, daß sie zu einem starken Manne ging, als sie ihm ein schwaches Werk anvertraute. Die Volksbühne wußte auch, daß seine politische Überzeugung sich mit seiner künstlerischen deckt. Piscator hat seinen Glauben als Mensch und als Regisseur, und wir haben die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, an seinen Glauben zu glauben. Die Volksbühne hat ihn verleugnet, weil er ehrlich blieb, weil er den Auftrag auf seinen Eid genommen hatte.

Seien wir auch ehrlich, wozu immer etwas Ruhe gehört- Wie steht es mit der Volksbühne? Ich gehöre zu den alten Leuten, die noch dabei gewesen sind, als die Volksbühne im Anfang der neunziger Jahre gegründet wurde. Bruno Wille eröffnete die Versammlung mit den Worten: Die Kunst gehört dem Volke! Da aber Otto Brahm, als einer der Väter der Freien Bühne immerhin legitimiert, sich zur Mitarbeit anbot, wurde er als bürgerliche Persönlichkeit mit feindseligem Mißtrauen abgelehnt. Es sollte eine Bühne für das bis dahin vom allzu feuern Theaterbesuch ausgeschlossene Proletariat geschaffen werden. Aus dem Proletariat sollte auf Grund gleicher regelmäßiger Beiträge ein gleichberechtigtes Publikum entstehen, das nicht auf dem Marktverhältnis von Nachfrage und Angebot schwankte. Also eine organisatorische Neuerung, die sich dann über viele notleidende Theater mit großer Vorbildlichkeit ausgewirkt hat. Als das schöne Haus am Bülowplatz endlich dastand, beruhte seine materielle Existenz schon viel mehr auf einer Hypothek der Stadt Berlin als auf dem ursprünglichen Grundstock der Arbeitergrotschen, seine ideelle Existenz viel mehr auf einer allgemeinen kulturellen Zustimmung, die sich

nicht nur aus dem Proletariat und seinem Klassenstandpunkt nährte. Die endlich aufgerichtete Volksbühne schien schon deshalb keine Oppositionsgründung mehr, weil sie keine Opposition mehr fand. Man könnte fast sagen, daß sie unter der allgemeinen Billigung verweichlichte, da sie als eins von den berühmten Mustern deutscher Organisationskunst in der öffentlichen Meinung verwöhnt wurde. Als ein demokratisches, beinahe sogar konservatives Unternehmen. Und so wäre es gekommen, auch wenn die Inflation nicht eine starke Schicht von Bürgerlichen und Intellektuellen in die ursprünglich proletarische Gründung hineingeschoben hätte.

Die Kunst gehöre dem Volke! Ein Satz, der sich leicht umdrehen wird. Wenn das Volk sich der Kunst bemächtigt, so bemächtigt sich die Kunst am Ende des Volkes. Jede Richtung von bestimmter politischer oder sozialer Gesinnung erschöpft sich in wenigen Jahren, verzehrt sich an Unterernährung. Das Theater, auch wenn es ernst gewollt ist, muß unterhaltend sein, oder es wird nicht sein. Dazu die deutsche Sucht nach Bildung, die wir nicht abschaffen werden und für die noch kein Proletkult als Ersatz eintreten konnte. Vor zwanzig Jahren schrieb ein Schmeichler der Masse: Die neunte Sinfonie sei ja musikalisch nicht übel, aber sie lasse doch den richtigen Klassenstandpunkt vermissen. Solcher Unsinn kann heute nicht mehr geschrieben werden. Die Volksbühne hat sämtliche Quartette Beethovens spielen lassen. Das schöne Haus am Bülowplatz wurde ein Besitz der Arbeiter – Besitz macht stolz und zufrieden – und in diesem Hause wurde für ein frisches Publikum ungefähr das ganze Pensum der Weltliteratur nachgeholt. Die Volksbühne ist das weitschichtigste Unternehmen in Deutschland, ein Theater aus mehreren Theatern zusammengesetzt, die verschiedenen Schichten und ihren Bedürfnissen in schwankendem Wechsel dienen. Und wenn sie auch nach dieser Entwicklung in die Breite die ihr einzig geliebene Möglichkeit und Rechtfertigung wahrnimmt, zu kleinen Preisen gute Aufführungen zu machen, ein gegen Albernheit, Seichtheit und bloßem Modenzauber abgegrenztes Repertoire zu erhalten – ihr normaler Zustand wird immer die Krise bleiben.

Der Fall Piscator hat diesen Tatbestand nicht erst aufgedeckt, der Fall Piscator hat uns nur wiederholt, daß die Dinge wieder da stehen, wo sie vor einigen dreißig Jahren standen. Die damaligen Begründer der Volksbühne haben sich demokratisiert oder verbürgerlicht. Nachdem ihnen die Kunst und die Politik den Klassenstandpunkt verwischt haben, wird eine proletarische Kunst verlangt, die ihn wiederum sauber macht, und es wird wiederum eine Kunst vorausgesetzt, die sich, wenn man so sagen darf, durch die Erhaltung des Revolutionären behaupten kann. Die Opposition in der Volksbühne wird der Zahl nach vermutlich nicht stark genug

sein, um sie mit ihrer kämpferischen Gesinnung wieder zu ihren Anfängen zurück zu bringen. Wenn die Opposition nicht an Abstimmungen, Mehrheitsbeschlüssen und sonstigen demokratischen Einrichtungen yerflauen will, wird sie sich ihren heiligen Berg aussuchen müssen für eine neue Sezession. Der Zeitpunkt ist da, und' der Führer ist da. Das Problem bleibt in alle Ewigkeit dasselbe. Ob nämlich Kunst als Mittel dienen kann, ohne am Ende beschwichtigend, beherrschend und fast sultanisch zu werden, ob schöpferische Kräfte freigemacht werden, die ihren Zweck anders als in sich selbst finden, die nach schnellem Ablauf der Dienstbarkeit nicht ihre Freiheit zurückfordern oder vielmehr ihre immanente Notwendigkeit, die sie von keinem Willen mehr ausrichten läßt. Indessen, wir leben nicht alle Tage in der Ewigkeit, und wenn ihr meint, der Zeit einen Stoß geben zu können, wollen wir den stärksten Puff gern ertragen und sogar fordern. Fast alles, was Menschen schaffen, ist nur groß in statu nascendi. Zu glückliches Wachstum macht schlaffe Riesen. Ein neues Herz kann man nicht einsetzen. Seid ihr von zeugender Kraft, so laßt uns lieber durch eine Neugeburt überzeugt werden.